



Kirchenjahres etwas näher betrachtet. Das Unglück war groß, allgemein und geradezu unheilbar, wenn Gott Sich nicht erbarmte und kam.

Und Er erbarmte Sich und kam; und das ist das Glück, an das der Advent uns erinnert. Je mehr das Menschengeschlecht in seiner Blindheit sich von Gott entfernte, um so mehr näherte sich der verheißene Heiland und baute sich gleichsam ein in die Menschheit: in ein Volk, in einen Stamm und in eine Familie, bis Er dann in der Fülle der Zeit Selbst kam und alles gut machte. Die Finsternis des Unglaubens besiegte Er durch das Licht Seiner Lehre, die Leidenschaften durch Sein Beispiel und durch Seine Gnade, die Sünde tilgte Er durch Sein gemüthliches Leiden, endlich unser aller Tod durch Seinen eigenen Tod und Seine Auferstehung. Sein Reich hat Er in den Seelen errichtet durch den Glauben, die Gnade und die Liebe, und dem großen Weltreiche Satans gegenüber hat Er das sichtbare Reich Seiner Kirche gestiftet, — ein Reich, das alle Weltteile und alle Völker, das Zeit und Ewigkeit umspannt; in dem alle, vom Banne der Sünde befreit, durch Seine Macht geschützt und geleitet, durch die Verwaltung Seiner Gnadenmittel bereichert, in Gerechtigkeit, in Frieden und Freude Ihm dienen und zum himmlischen Reiche ziehen sollen.

So verkündet der Advent also unser Unglück, aber auch unser Glück, lieber Leser, unser ungleich größeres Glück in Christus und durch Christus. Ja, der Advent ist für Weihnächten das selbe, was für unsere alten Domkirchen die majestätische Vorhalle ist, die wir „Paradies“ zu nennen pflegen: da stehen unsere Stammelkern an dem unseligen Baume der Verjüngung, da stehen die ehrwürdigen Patriarchen und Propheten und klagen uns ihr Unglück, weisen aber auch vertrauensvoll hinein in das Innere, in das Halbdunkel des Chores, wo der Heiland steht, nicht im Bilde, sondern wahrhaft und wirklich als das Lamm, das ihre und unsere Erlösung vollzogen hat und noch immerfort vollzieht.

Wollt ihr? mag der aufmerksame Leser fragen. — Nun, allerdings ist in Christus aufgegangen die wahre „Sonne der Gerechtigkeit“ und jenes „Licht“ uns erschienen, das jeden Menschen erleuchten kann und will, der in diese Welt tritt. Allein wie der Mensch vor dem Lichte der irdischen Sonne sich absperrt, in einen finsternen Raum sich einschließen und den Tag für sich zur Nacht machen kann, so kann er auch hinsichtlich seines geistigen Lebens und sittlichen Verhaltens von dem Gnadenlichte des Erlösers sich absperrt, in der Finsternis des Unglaubens und in der Nacht der Sünde verbleiben. Durch das Erscheinen des Gottmenschen auf Erden und Sein Erlösungswerk, durch die Stiftung Seiner Kirche und die Gnadenmittel, die in dieser Heilsanstalt hinterlegt sind, — ist uns zwar die Möglichkeit geboten, unsere Erkenntnis erleuchten, unser Herz erwärmen, unsern Willen stärken und kräftigen zu lassen und so in der Gnadengemeinschaft mit Christus zu leben. Allein diese Möglichkeit zur Wirklichkeit zu machen, ist Sache jedes einzelnen Menschen. Wir selbst müssen uns der „geistigen Sonne“ nähern, ihre erleuchtenden und erwärmenden Strahlen in uns aufnehmen und der von ihr beschienenen Lebensbahn getreu folgen, — und zunächst in der nun beginnenden heiligen Adventszeit!

Wie das aber anzustellen sei, soll uns, lieber Leser, ein heiliger Bischof (Cäsarius) aus dem 5. Jahrhundert nun sagen: „Meine Ermahnung geht dahin, meine Brüder, daß wir uns, da der Geburtstag des Herrn bevorsteht, unter dem Beistande Jesu Christi wie zu einem hochzeitlichen und himmlischen Mahle (her hl. Weihauchtskommunion) durch gute Werke schmücken und vorbereiten, daß wir den Armen Almosen geben und Nachsicht und Hoß, ein Gift des Teufels, aus un-

sern Herzen entfernen. Bewahret tren die Keuschheit, übet Gebet und frommen Gesang! Müßige oder unheilige Worte laßet nicht aus eurer Munde kommen, sondern strafet auch diejenigen (durch Tadel), welche sie vorbringen wollen! Haltet mit Allen Frieden und ermahnet diejenigen, welche in Zwietracht leben, zur Eintracht! — Wenn ihr unter Jesu Beistand dieses Alles tren erfüllt, so werdet ihr mit ruhigem Gewissen dem Altare des Herrn (am bevorstehenden Weihnachtsfeste) euch nahen und einst glücklich zur ewigen Seligkeit gelangen!“

### Spektraltelegraphie — Schnelltelegraphie.

Zwei hervorragende neue Erfindungen.  
Von Rudolf Curtius.

Das ununterbrochen steigende Verkehrsbedürfnis der Gegenwart, dessen Stillstand noch in keiner Richtung abzusehen ist, treibt zur fortwährenden Vervollkommnung der demselben dienenden Vorrichtungen und Anstalten. Besonders gilt dies von dem Nachrichtendienst, der in den letzten Jahrzehnten einen ungeahnten Aufschwung genommen hat. Ein weitverzweigtes Telephonnetz breitet sich nicht nur über die Dächer der großen Städte, sondern führt sogar über Land zu mehr als hundert Meilen entfernten Städten, so daß ganz Deutschland, welches in diesem Punkte allerdings allen Ländern weit voraus ist, ein einziges riesiges Telephonnetz ist, in welchem die Fernsprechteilnehmer in mehr als 800 deutschen Städten und Ortschaften durch Vermittelung der Berliner Centrale mit einander in Verkehr treten können.

Aber alles dieses genügt den gesteigerten Ansprüchen noch nicht. Die wenigen Drähte, welche von einem Orte zum anderen führen, sind oft stundenlang übermäßig in Anspruch genommen oder es ergibt sich das Bedürfnis, Nachrichten zwischen Orten zu vermitteln, welche überhaupt nicht durch den elektrischen Draht miteinander verbunden sind oder deren Verbindung durch Naturereignisse oder absichtlich durch Menschenhand gestört ist.

Die beiden Hauptprobleme der Telegraphie liegen daher ganz naturgemäß darin, einerseits eine ungleich größere Wortzahl als bisher auf einer Leitung zu befördern, andererseits aber auch ohne Draht die gewünschte Kommunikation zwischen zwei Orten herzustellen. In beiden Richtungen haben die letzten Wochen erhebliche Fortschritte gebracht, welche geeignet sind, auch die Aufmerksamkeit eines weitläufigeren Leserkreises auf sich zu lenken.

Was Marconi mit seiner Telegraphie ohne Draht und Slaby mit der sehr ähnlichen Funkentelegraphie verfolgt, strebt der dänische Physiker, Professor La Cour mit der von ihm so genannten Spektralphotographie an, mittelst welcher es ihm gelungen ist, von einem hohen Berge bei dem an der Nordküste Islands gelegenen Städtchen Akreuz nach einer am Meeresstrande befindlichen Empfangsstation auf spektroskopischem Wege sicher Zeichen zu geben.

Der Gedanke durch verschiedenfarbiges Licht sich zu verständigen ist ja keineswegs neu; denn im Signalwesen der Schiffe auf See ist derselbe längst zu einem System ausgebildet worden und bei Nachtmanövern der deutschen und österreichischen Armee haben in den letzten Jahren hundertfach wiederholte Versuche zu sehr befriedigenden Ergebnissen geführt, welche namentlich im Zeitungsriege von großem Nutzen sein können. Die Zeichengebung beschränkt sich aber hierbei, der Natur der Sache gemäß, auf eine geringe Anzahl Typen, welche in verschiedener Kombination zur Wiedergabe bestimmter Worte und Buchstaben benutzt werden und deswegen eine nur recht langsame Uebersmittlung gestatten.

Bei der mehr als lakonischen Kürze der über La Cours Erfindung in die Öffentlichkeit gedruckenen Mitteilungen läßt sich zwar über die Einzelheiten seiner Apparate kein Urteil

abgeben; dem ganzen Verfahren dürfte aber im wesentlichen folgendes zu Grunde liegen.

Wenn man einen intensiven Strahl weißen Lichtes, wie es die Sonne liefert oder wenigstens nahezu weißen Lichtes, wie es von einer kräftigen Bogenlampe ausgeht durch ein Glasprisma treten läßt, wird das weiße Licht, welches eine Mischfarbe ist, bekanntermäßen in seine verschiedenartigen Komponenten zerlegt, die durch geeignete Apparate zu dem langen, aber schmalen Farbenband auseinander gezogen werden können, welches aus den bildlichen Darstellungen der Spektralanalyse allgemein bekannt und an seinem einen Ende die roten Strahlen aufweist, welche über Gelb, Orange, Grün, Blau in unzähligen Abstufungen ins Violett übergehen. Vereinigt man diese Strahlen durch Sammellinsen von geeigneter Brennweite, so erhält man wieder das ursprüngliche weiße Licht, dessen parallel austretende Lichtstrahlen, wenn nur die Lichtquelle stark genug ist, ausreichen, um auch in meilenweiter Entfernung auf der Neghaut einer durch ein Fernrohr die Abfindestation beobachtenden Person die Gesichtswahrnehmung anzuregen. Der Beobachter wird eben dann im Gesichtsfelde seines Fernrohres ein weißes Licht erblicken. Wenn er aber sein Fernrohr ebenfalls mit einer prismatischen Spektralanalyse versehen, erblickt er statt des weißen Lichtfeldes natürlich auch ein farbiges Spektrum.

Man denke sich nun auf der Abfindestation unterhalb der Stelle, wo das weiße Licht in seine Grundfarben zerlegt ist, eine Klaviatur von soviel Tasten als das Alphabet Buchstaben hat, von denen jede einzelne beim Niederdrücken ein unübersichtliches Lichtstrahl in die Höhe schnell, welches eine bestimmte Stelle des Farbenspektrums verdeckt und die dort befindlichen Strahlen am Ausströmen verhindert. Es ist nun ohne weiteres klar, daß der Beobachter, wenn der Abfinder eine bestimmte Taste niederdrückt, in seinem Fernrohr nicht mehr das vollständige Spektrum zu sehen bekommt, sondern nur ein Spektrum, in welchem ein dunkler Streifen sich an einer Stelle des leuchtenden Farbenbandes befindet, der Empfänger braucht nun seinen Spektralapparat nur so einzurichten, daß er unter dem beobachteten Spektrum sich mit einer in seinem Apparat befindlichen Lichtquelle eine Glasfala beleuchtet, auf welcher die Buchstaben des Alphabets genau an den entsprechenden Stellen stehen, welche durch Anschlag der mit den konformen Buchstaben bezeichneten Tasten des Abfindersapparates verdunkelt werden. Will der Abfinder nun z. B. das Wort „Welt“ telegraphieren, so schlägt er nach einander die mit W, E, L und T bezeichneten Tasten an und in demselben Augenblicke wird auch der Beobachter im Spektrum seines Fernrohres nach einander die über den erleuchteten Buchstaben seiner Alphabetsfala befindlichen Farbenpartien verdunkelt sehen.

Man sieht, daß ein derartiger Apparat mit der Geschwindigkeit einer Klaviaturschreibmaschine arbeitet und eine schnelle Uebersetzung von Nachrichten ermöglicht. Er hat aber leider auch seine Mängel, welche nicht nur darin bestehen, daß er bei Nebel unbrauchbar ist, sondern namentlich darin, daß er theure Präzisionsfernrohre voraussetzt, deren optische Achsen auf das minutöseste in einander fallen müssen, was zwar keine unüberwindlichen Schwierigkeiten macht, aber große Kosten und sachverständige Hand bei der Montirung voraussetzt. Mag daher auch der La Cour'sche Apparat in Einzelheiten von vorstehender Schilderung abweichen, so wird das Urteil über seine Brauchbarkeit doch im wesentlichen von den Mitteilungen abhängig zu machen sein, welche wir binnen kurzem über die Komplexität oder Einfachheit desselben zu erwarten haben.

Ganz anders steht die Sache mit der Schnelltelegraphie. Als vor etwa zwei Monaten bestimmte Nachrichten darüber in die Öffentlichkeit drangen, schüttelte wohl jeder den

Kopf, dem die zahllosen Versuche zur Lösung dieses so oft in Angriff genommenen Problems bekannt sind. Heute müssen wir bekennen, daß wir mit unierer Zweifel im Unrecht waren; denn die Behauptung, 80 000 Worte in einer Stunde auf einem Draht telegraphieren zu können, ist keine Uebertreibung, sondern buchstäbliche Wirklichkeit. Es war schon aus den ersten Mitteilungen bekannt geworden, daß die Verarbeitung der Telegramme in dem von Pollak und Virágl in Budapest erfundenen Apparate eine Art Vorarbeit voransetzt, nämlich die Ausstanzung des zu telegraphierenden Textes in Form von kleinen Böchern nach Art der Morsezeichen auf einem sogenannten endlosen Papierstreifen. Die eine Eigenart der Erfindung beruht nun darauf, daß während der Papierstreifen durch den Apparat geführt wird, einige feine mit einer elektrischen Stromquelle verbundene Metalldrahtbürsten über den Papierstreifen schleifen und entsprechend der Durchlochung einen Strom bald öffnen bald schließen, der durch den Absendeapparat und den Leitungsdraht zur Empfangsstation geht. Noch weit originaler aber ist der Umzug des elektrischen Stromes an der Empfangsstation in Zeichenschrift. Zu diesem Zwecke wird dort der Strom in ein Telephon geführt, auf welchem ein kleiner Spiegel angebracht ist. Der ankommende Strom setzt nun die elastische Membran des Telephons in verschieden starke Schwingungen, welche ebenso verschieden große Drehungen des Spiegels zur Folge haben. Auf den Spiegel aber wird das Licht einer kleinen Glühlampe geworfen, und von dort nach einem in gleichmäßiger Geschwindigkeit ablaufenden Streifen äußerst lichtempfindlichen photographischen Papiers reflektiert, welches dann in der Dunkelkammer entwickelt wird und eine Zickzacklinie aufweist, die genau dem Aufgabestreifen entspricht und von jedem mit der Morsechrift vertrauten leicht gelesen werden kann. Natürlich ist notwendig, daß die Empfangsstation von der Absendestation vorher benachrichtigt wird, daß ein Telegramm kommt, was in der üblichen Weise durch ein Läutesignal geschieht.

Der ganze Vorgang spielt sich reißend schnell ab, sodaß ein Telegramm von mehreren hundert Worten in wenigen Sekunden an die Empfangsstation mitgeteilt werden kann, und damit erhalten die mit dem Apparate ausgerüsteten Linien eine Leistungsfähigkeit, welche nahezu ans Unbegrenzte streift. Es ist wahrscheinlich, daß den Erfindern bei ihrer Arbeit die spärlichen Mitteilungen vorgezeichnet haben, welche vor nahezu 2 Jahren über das Scepanische Telelektroskop verbreitet wurden. Der Apparat ist aber keineswegs eine Nachahmung dieses vielgenannten Wunderapparates, dessen Einzelheiten von dem geistigen Vater desselben noch immer geheim gehalten werden, um ihn als Clou für die nächstjährige Pariser Ausstellung zu benutzen. Es ist vielmehr eigene vollwertige Geistesarbeit, was Pollak und Virágl geleistet haben, und während über der Maschine des ehemaligen galizischen Schullehrers noch immer ein mystisches Dunkel ausgebreitet liegt, sieht von dem oben beschriebenen Apparate fest, daß er von der weitesttragenden Bedeutung für die Telegraphie in allen Ländern ist, welche sich der wertvollen Verbindung zweifelsohne binnen kürzester Zeit bedienen werden.

Daß Deutschland und das verbündete Oesterreich-Ungarn hierbei wohl in erster Linie stehen werden, läßt sich aus dem Umstande erhellen, daß die beweisenden Versuche zwischen Berlin und Budapest veranfaßt wurden und daß der Chef der deutschen Reichspost und hohe ungarische Postbeamte der Vorführung der verblüffend korrekt arbeitenden Apparate die verdiente Würdigung schenkten.

### Das Mädchen von Upolu.

Novellette von Friedrich Thieme.  
Purpurn tauchte die Sonne aus dem blauen Meere empor — in roter Glut leuchteten die

weißen Brandungswellen, die sich schäumend gegen die Korallenriffe heranzwängten. Still und friedlich, einem Paradiese gleich, lag die Küste der Insel Upolu im Morgenglanze. Welch malerischer, wunderlichlicher Anblick! In dem kleinen Hafen das stolze Kanonenboot und die kleinen Boote und Canoes mit ihren bunten Flaggen und Wimpeln, am Gestade hinter herrlichem Grün die lustigen Häuser und Hütten des palmenbeschatteten Upolu, der ganze Strand bedeckt mit einem bunten Kranz anmutiger Dörfer und Siedelungen, hinter denen der stolze Palmenwald sich ausdehnte und die bewaldeten Gipfel des Godeffroy und Vaia emporkragten. Hier und dort stürzten brausende Wasserfälle von den Höhen und kühlte Bergwässer brachen in wildem Laufe durch die felsigen Schluchten.

Auf einem kleinen, kostbar geschirrten Pony ritt ein Reiter am Strande entlang, ein junger Weiber in der leichtesten Kleidung der Europäer in jenem Klima, weißen Beinkleidern, Oberhemd und weissem Rock. Walter Sterned war ein Sohn unseres deutschen Vaterlandes, den Bissendurst und Abenteuerlust in die weite Welt getrieben hatten. Eternlos, unabhängig, wohlhabend, streifte er nach Entfallen von Land zu Land. Bereits seit einigen Wochen besand er sich in Upolu, der geschäftigen, regsam, fast einen europäischen Charakter tragenden Stadt, wo man wie in der Heimat das Pfeifen und Rollen der Dampfmaschinen hören und abends in der Schenke sein deutsches Bier trinken kann.

Heute galt es einen kleinen Ausflug in das Innere, Land und Leute näher kennen zu lernen. Anfangs galoppierte der Reiter am Strande entlang, dann bog er, einer schmalen Straße folgend, landeinwärts, folgte der Straße durch einen dichten Wald und ritt endlich einem plätschernden Gebirgsbach entlang, der mehr und mehr in das Dickicht führte. Immer höher stieg die Sonne, immer dichter wurde der Wald, den Deutschen mit seinem schattigen Laube gegen ihre sengenden Strahlen schützend. Auf einmal sah er sich in einer Dichtung, auf welche die heiße Himmelsglut niederbrannte. Der gebahnte Pfad war wie durch Zauber Schlag verschwunden; trotz aller Mühe vermochte er denselben nicht wiederzufinden.

Der junge Deutsche hatte sich verirrt — planlos schlug er bald diese, bald jene Richtung ein. Inzwischen begann sich der bisher so heitere Himmel zu unwillkürlich, und bald sauste der Regen in Strömen hernieder. So verrann Stunde auf Stunde; bis auf die Haut durchnäßt und zu Tode erschöpft warf sich endlich der Reiter unter einer Palme nieder — da hörte er nicht weit von sich die melodischen Töne einer Frauenstimme. Sofort sprang er auf und stand gleich darauf vor einer jungen Eingeborenen, einem kaum 15-jährigen Mädchen von außerordentlich regelmäßigen Zügen und lichter Farbe, mit großen dunklen Augen, schwellenden Lippen und schwarzem Haar. Die schöne, hohe, graziose Gestalt nahm sich in dem Kleidamen, aus Bastfasern fein gewebten Leberwurfs und der zierlich um ihren Hals geschlungenen Beerenkette recht anmutig aus.

Durchaus nicht erstaunt, als sie dem Fremden sich gegenüber sah, und ohne alle Verlegenheit nickte sie ihm freundlich zu und lächelte mit aufmerksamer Miene seiner Rede. Freilich verstand sie die Worte nur zum kleinsten Teil, denn Walter Sterned vermochte sich im Idiom von Upolu noch keineswegs glänzend auszudrücken; was er wollte, ward ihr aber doch klar, lächelnd forderte sie ihn auf, mit ihr zu gehen.

„Unser Haus ist gar nicht weit, Fremder,“ tröstete sie gutmütig.

„Wie heißt Du, mein Kind,“ fragte er, von ihrer Schönheit überzocht.

„Uba.“

„Der Name ist so schön wie Euer Land, Uba. Nun wohl, ich gehe mit Dir, mein Kind — wenn Du mir ein Obdach gewähren,

meinen Hunger stillen und mich auf den gebahnten Weg zurückbringen willst, so will ich Dir es gut lohnen.“

„Du hast Hunger, Herr?“

„Seit heute Morgen habe ich nichts gegessen, als einige Orangen, und jetzt ist der Abend nicht mehr weit.“

„Uba lachte hell.“

„Warum lachst Du?“

„Wie kann man Hunger haben,“ rief die Samoanerin erstaunt. „Siehst Du nicht das da?“

Sie deutete auf eine der zahlreichen Kokospalmen, an der eine Fülle köstlicher Rüsse prangte.

Walter Sterned blickte mit komischer Gebärde an dem schlanken, hohen Stamme empor und erwiderte achselzuckend: „Ja, wer da hinaufkönnte.“

„Wer? — Ich,“ erklärte die Inulanerin triumphierend. Im nächsten Augenblicke umschlangen ihre Arme den Stamm des Baumes, gewandt wie ein Eichhörnchen kletterte sie daran empor.

„Fremder — geh weg!“

Walter riß lachend sein Pferd zur Seite, den von ihr herabgeworfenen Früchten ausweichend, die mit lautem Gepolter unten auftrafen.

„Komm herab, Du wirst fallen,“ mahnte er nicht ohne Ungleichheit.

Sie verstand mehr den Ton als das Wort. Ein schelmisches Lächeln war ihre ganze Antwort. Ehe der Deutsche sich's versah, stand sie schon wieder neben ihm und winkte ihm, ihr zu folgen. „Mein Vater wartet auf mich“ sagte sie hinzu.

Bald bekamen sie die Hütte in Sicht, die am Ende eines lang hingestreckten Dorfes und viel näher dem Strande lag, als Walter geglaubt hatte. Der junge Reisende hatte fast einen halbtren beschriebenen. Das Haus ruhte, wie alle, auf Pfählen, besaß offene Eingänge statt der Thüren und Fenster und war mit Zuckerrohrblättern gedeckt. Malerisch lag es in einem gartenähnlichen Wäldchen von Orangen und Palmen, aromatischer Duft von vielen Blüten erfüllte die Luft, ein silberner Bach plätscherte zeitwärts vorbei.

Bei Walters Annäherung erhob sich ein 6 Fuß langer, kräftiger Samoaner von der Matte, auf der er gesessen, ging dem Ankömmling mit heiterem „alofa“ (Guten Tag) entgegen und bot ihm zum herzlichsten Willkommen die Hand. Ohne nach Namen und Absicht zu fragen, hielt er ihm eine lange und wohlgelegte Begrüßungsanrede, die im Grunde nichts als den einen Gedanken variierte: „Du bist willkommen, ich freue mich, Dich zu sehen und danke Gott, daß er Dich zu uns geschickt hat.“ Walter in seinen nassen Kleidern und mit seinem hungrigen Magen verwünschte im Herzen die samoanische Höflichkeit, was half es aber? Er durfte seinen Gastgeber nicht erzürnen. Man erwartete sogar von ihm, daß er nach Schluß der Rede eine ebenso feierliche und lange Erwidrerung vom Stapel ließ, wobei es durchaus nichts ausmachte, daß der Vater Ubas nur die Hälfte davon verstand. Jedenfalls hörte er schmunzelnd zu, dann rückte die Tochter ihrem Gast die schönsten und weichsten Matten, mit denen der Boden ausgelegt war, ans Feuer, der Hausherr brachte die Friedensspeise zum Vorschein, that ein par Züge und reichte sie ihm zu demselben Zwecke, darauf präsentirte ihm das Mädchen einen Topf mit einem köstlich duftenden Getränk, das er in langen Zügen hinunterstürzte.

„Nicht zu viel,“ warnte Uba schelmisch, „oder Du wirst nicht mehr gehen können.“

Zu der That empfand der Besucher bald eine unangenehme Schwere der Glieder; der aus Wurzeln bereitete, angenehm schmeckende Trank zieht bei übermäßigem Genuße diese Wirkung nach sich und oft passiert es dem arglosen Fremden, daß er überhaupt nicht mehr aufstehen vermag.

Uba zeigte jetzt, daß sie die Pflichten der

Sauswirthin wohl zu erfüllen wisse. Sie brachte das Pferd in einem kleinen Stall unter, setzte vor dem Gaste Brotfrüchte und geröstete Bananen sowie eine Schüssel gebackener Fische nieder, dann lud sie ihn mit fremdländischer Grazie zum Essen ein. Walter ließ sich nicht nötigen, die Hüfte war so sauber gehalten, die Speisen von so appetitlicher Beschaffenheit, daß er tüchtig zulangte und sich nach dem langen erschöpfenden Ritte gehörig stärkte.

Nach der Mahlzeit erschien der Samoaner zum großen Erstaunen Walters mit einer samoanischen Bibel, aus der er einige Sätze vorlas, um sodann ein langes Gebet zu sprechen.

„Ihr seid also Christen,“ sagte der junge Mann erfreut.

„Christen, ja — was sollen wir sonst sein?“ meinte Uba verwundert.

„Das ist schön,“ sagte er, über diese Thatsache entzückt, er wußte selbst nicht warum. Uba schloß nun die Fenstungen mit dichtem Bastrouleau, zündete eine kleine Lampe an, rückte für ihren Vater und sich selbst weiche Matten zum Feuer, und beide leisteten dem Gaste für den Abend Gesellschaft, wie sich das für höfliche Wirthe nicht anders gehört.

Jetzt erst erkundigte sich der Hausherr nach dem Namen seines Gastes. Uba hörte aufmerksam den fremden Lauten, ihre vollen Lippen versuchten sie leise nachzusprechen.

„Wunderlicher Name,“ bemerkte ihr Vater grinnend. „Weiße Leute sonderbare Namen — Wale Senek.“

„Walter Sterned —“

„Wale Senek,“ wiederholte der Samoaner, sich vergeblich bemühend, die in seiner Sprache fehlenden Konsonanten t und r aus der Reihe zu bringen. Auch Uba versuchte umsonst ihre Sprachkünste, endlich gab man es auf; der Eingeborene erkundigte sich nach Walters Heimat, nach dem „Kaia von Sze-umania“ (dem Kaiser von Germania), nach der „langen Handelsstraße“ in Apia, wie die Insulaner die Plantagengesellschaft der Südseeinseln bezeichnen, und dergleichen mehr.

Auf weichen Matten bereitete ihm Uba sodann sein Lager in der Nähe des Feuers; ihr Vater schloß in einem durch Bastmatten abgetrennten kleinen Kabinett die Nacht verbrachte.

Am andern Morgen fand Walter beim Erwachen schon den Morgenmibiß seiner wartend; seine Gastfreunde aßen mit ihm, und der Deutsche sah den wackeren Samoaner Quantitäten von Speisen und Getränken verschlingen, deren gleichzeitige Unterbringung in demselben Magen er bis dahin für eine Unmöglichkeit gehalten hätte.

Da er nun erklärte, aufbrechen zu wollen, führte Uba ihm sein Pferd mit den Worten vor:

„Hier ist Dein Bodentraber, Wale.“ Die Samoaner bilden sich in dieser Weise Worte ihrer eigenen Sprache für ihnen neue Begriffe und Gegenstände, sie nehmen nicht einfach die Bezeichnungen der Fremden an.

Nach herzlichem Abschied, dem die Einladung, bald wiederzukommen, die beste Würze gab, trabte Walter von dannen, in seinem Innern sich immer von neuem das Bild des reizenden Stilllebens und des lieblichen Mädchens zurückrufend. Dieses Bild verließ ihn von nun an nicht mehr — er sehnte sich Uba wiederzusehen. Schon nach einer Woche traf er — diesmal zu Fuß — wieder in der Hütte ein.

Uba lächelte anmuthig, als sie ihn erblickte; sie erhob sich hastig von ihrer Matte, reichte ihm die Hand und rief mit kräftiger Järllichkeit ihre Nase gegen die seine. Ihr Vater war nicht da, aber das sagte sie nicht im mindesten in Verlegenheit; mit natürlichem Anstand machte sie die Hommets des Hauses. Walter war von nun an ein häufiger und stets gern gesehener Gast in der Wohnung

Malajus, des Vaters Ubas; er fuhr mit ihm auf den Fischfang aus, ging mit ihm auf die Jagd; oft ruderte er mit der Jungfrau auf das Meer hinaus und bewunderte die Geschicklichkeit, mit der sie das schmale Kanoe zu lenken und mittels des Auslegers vor dem Umschlagen zu bewahren wußte. Mir fehlt der Raum, dem geehrten Leser die psychologische Entschlung des Entschlusses, den der junge Deutsche faßte, Uba nämlich zu seinem Weibchen zu machen, auseinanderzusetzen; es genüge der Hinweis, daß auf Samoa zahlreiche Weiße an Insulanerinnen verheiratet sind, und zwar äußerst glücklich verheiratet, denn die Fräuleins von Samoa sind ebenso gutmüthige, saubere als intelligente Geschöpfchen, die nicht nur dem Haushalt gut vorzustehen, sondern auch trefflich zu repräsentieren wissen.

Sicher ist, daß Walter Sterned sich, ehe noch ein Jahr ins Land gegangen, in Apia ansässig machte und am Arme seines hellbraunen Weibchens glücklich spazieren ging. Uba verstand sich schon ganz gut in seiner Muttersprache mit ihm zu unterhalten, sie sang mit hübscher Stimme deutsche Volkslieder, so gut eben eine samoanische Junge das vermag. Die Wohnung hielt sie äußerst sauber, nur erfüllte sie ihre Hausfrauenpflichten etwas launenhaft, sie konnte absolut nicht begreifen, daß man zu bestimmten Zeiten essen und trinken müsse, sondern war der Meinung, man müsse essen, wenn man gerade Hunger fühle.

Wie oft geschah es am Anfang, daß Walter nach Hause kam: „Uba, was hast Du zu essen?“

„Zu essen? Nichts,“ lachte sie.

„Aber ich habe Hunger.“

„Hunger — draußen hängen Drangen in Wasser, Wale.“

„Drangen — oh, ich möchte Fleisch essen. Kanust Du nichts braten?“

„Sogleich“, versetzte sie bereitwillig, eilte in den Hof, holte ein Gühn, schlachtete und rupfte es, wickelte es mit Kartoffeln und Brotkrust in reine Bananenblätter und briet alles zusammen zwischen heißen Steinen in einem Erdloche. Am langsam gewöhnte sie sich an den Gebrauch des Ofens und der dazu gehörigen Geräthe und Instrumente.

Eines Tages äußerte Walter, er müsse einen wichtigen Besuch machen.

„Wo?“

„Beim Direktor H.“

„Gut, ich werde gleich fertig sein.“

„Du, Kind — aber ich kann Dich nicht mitnehmen.“

Ubas Augen füllten sich mit Thränen.

„Du liebst mich also nicht mehr, Wale?“

„Doch, doch —“

„Dann mußt Du mich auch mitnehmen — sonst —“

„Sonst, mein Schatz?“

„Sonst gehe ich wieder zu meinem Vater.“

Uad da half alles nichts, wenn Walter Besuche machte, ging Uba mit, das hielt sie für ihr gutes Cherecht. Und reizend nahm sie sich aus in der europäischen Tracht, die sie ihrem Gatten zuliebe angelegt hatte.

Die größte Freude zeigte sie aber, als Walter sich mit ihr photographieren ließ. Sie konnte sich nicht sattsehen an dem Bilde, immer wieder nahm sie es aus dem Schranke, lachte darüber, küßte es, präparierte es jedem Besucher und jeder Besucherin, indem sie dem „Bilderstalter“ (den Photographen) als einen guten, guten Mann pries.

Zwei Jahre waren so vergangen, da erhielt Sterned die Nachricht vom Tode seines Vaters, dessen alleiniger Erbe er war. Zur Regelung der Erbschaftsangelegenheit erschien seine Anwesenheit in Deutschland unbedingt erforderlich. Kaum ließ er indessen das erste Wort von der Reise fallen, so begann Uba bitterlich zu weinen.

„Aber Herrchen, ich komme ja wieder!“

„Nein, Du kommst nicht wieder — die weißen Männer kommen nie wieder, wenn sie fort sind.“

„So will ich Dich mit mir nehmen —“

„Und die kleine Uba auch?“

„Auch unser liebes Kindchen, natürlich.“

Damit war die junge Frau zunächst einverstanden. Mit Wonne lauschte sie den Erzählungen ihres Mannes von der Pracht und Herrlichkeit der deutschen Städte, von den Reichthümern und Schätzen der prächtig beleuchteten Säden, von den Wundern der Kultur. „O wie schön, wie schön!“ rief sie entzückt, „wie freue ich mich, es zu sehen.“ Je näher jedoch die Abreise heranrückte, desto trauriger wurde Uba. Endlich erklärte sie ihrem Gatten unter Thränen, sie könne Upolu nicht verlassen.

„Warum nicht, Uba?“

„Hier bin ich geboren, hier ist mein Vater, hier sind meine Verwandten. Alle meine Vorfahren haben hier gelebt, sie sind nie fortgegangen — wenn ich Upolu verlassen muß, so muß ich sterben!“

Kein Jureden half, keine Bitten erweicheten sie. Da erklärte Walter energisch, sie müßten sich beide der Nothwendigkeit fügen. Sie würden ja bald nach Upolu zurückkehren. Uba blinnte ihn mit ihren großen Augen starr an, sie traf auch still und wortlos ihre Vorbereitungen zur Abreise; als die Stunde der Einschiffung aber herankam, war sie mit ihrem Kinde nirgend zu finden.

Walter, das schlimmste fürchtend, suchte überall nach ihr, im Garten, am Strande, bei ihren Bekannten. Endlich fand er sie im Walde, unter einer Palme sitzend. Sie preßte ihr Kindchen an ihre Brust und weinte bitterlich.

„Uba, mein Lieb — was ist Dir?“

„Wale, ich kann nicht fort von hier — ich muß sterben, wenn Du mich fortbringst!“

Walter stand lange in finsternem Sinnen. Nüchlich erhellten sich seine Jüge, er schloß die beiden theuren Wesen innig in seine Arme und rief mit tief bewegter Stimme:

„Wohlan, Uba, wir bleiben — ich will einen Anwalt beauftragen, die Sache zu schlichten, so gut es geht — aber es steht Geld, viel Geld auf dem Spiele.“

Da jauchzte das schöne, junge Weib laut auf, küßte ihn ungähle Male, küßte das Kind und hob es triumphierend empor. „Wale, lieber Wale,“ küßte sie ihm mit der alten sonnigen Heiterkeit ins Ohr, „was brauchst Du Geld? Es wachsen ja Drangen genug auf den Bäumen!“

### Charade.

Es lauten gleich die ersten Beiden; Die Dritte ist nur ein Botol; Pflegt Gott mein Ganzes schön zu kleiden, Sollt er nicht kleiden euch zumal?

### Logogryph.

Mit P thut es weh; Mit R ist es schön; Mit Sch kann'n wir's sehn. Dagegen mit K Ist nichts mehr da.

### Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Charade: Ausbrud.  
Homonym: Weife.  
Buchstabenrätsel: Nacht des Gebetes.

### Sirienkalender.

(Fortsetzung.)

Freitag, 8. Dezember. Maria-Emyfangnis. St. Maria-Im-leffahrtstliche: Abends um halb 8 Uhr Herz Jesu-Andacht. St. Anna-Stift: Für die Marianische Dienstmädchen-Kongregation während der hl. Messe um 6 Uhr hl. Kommunion, nachmittags 4 Uhr Festpredigt, 6 Uhr Vortrag und feierliche Aufnahme neuer Mitglieder. Carmelitessen-Kloster: 1/2 Uhr erste hl. Messe; 1/3 Uhr feierliches Hochamt, nachmittags 4 Uhr Festpredigt. St. Lorenz: um 7 Uhr erste hl. Messe; Morgens 6 1/2 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr Hochamt und abends 8 1/2 Uhr Abend-Andacht mit Festpredigt. Samstag, 9. Dezember. Evocabia.